Nr. 21. 1900.

Der Erzähler.

Beilage zur „Gummersbacher Zeitung.“

Gummersbach, Druck und Verlag von Friedrich Luyken, verantwortlicher Redakteur: Carl Luyken.

Hochwürdens Gaſt.

Novellette von Ida von Conring.

Nachdruck verboten.

Hochwürden ſtand, mit einem geöffneten Brief in der Hand, mitten in ſeinem großen, beſcheiden möblierten Wohnzimmer und rief nach ſeiner Wirtſchafterin, die ihn nicht zu hören ſchien. Erſt, als der Pfarrer gegen ſeine Gewohnheit ſchon ungeduldig werden wollte, öffnete die dicke Frau die Thüre und blieb, das erhitzte Angeſicht mit der Schürze trocknend, dicht dabei ſtehen.

„Setzen Sie ſich, Frau Meyer; ich habe Ihnen etwas mitzuteilen — dies hier iſt ein Brief von meiner alten Schweſter, ſie meldet mir einen Beſuch an.“

„Das iſt ja ſchön, Hochwürden, wer iſt es denn, wenn ich fragen darf? Hochwürden ſah ein bischen unſicher aus; er hatte ſich entſchieden noch nicht in die Situation gefunden.

„Meine Nichte, der Schweſter einziges Kind, Frau Meyer. Sie iſt ſeit drei Jahren an einen jungen Kaufmann verheiratet, der jetzt von ſeinen Chefs auf einige Monate nach Nord-Amerika geſchickt worden iſt. Sie hat das ſchwer empfunden und iſt körperlich ſehr angegriffen — nun bittet meine Schweſter mich — ja hier ſteht es —, „Daß Du ihr geſtatten möchteſt, ſich in Deinem großen Hauſe und in der guten Luft ein wenig zu erholen, da es zu einer Badereiſe leider nicht reicht. Vielleicht würde der Kleine bei Euch laufen lernen, was er, trotz ſeiner fünfviertel Jahre, noch immer nicht kann.“ Ja Frau Meyer, Sie hören, ein Kind iſt auch dabei.“

„Aber Hochwürden, was thut denn das? Es wird uns ein bischen Leben ins Haus bringen. Wir haben ja Platz in Fülle — und gute Luft und friſche Milch — da ſoll der Kleine ſchon rote Backen kriegen. Wann kommt denn die junge Frau?“

„Sobald ich zuſchreibe, ſchreibt meine Schweſter.“

„Dann ſchreiben Hochwürden doch heute noch?“

„Ja wenn Sie meinen, Frau Meyer — aber ſehen Sie, da muß doch noch vieles beſorgt werden — ein Bettchen z. B. für den Kleinen.“

„Das iſt nicht nötig, Hochwürden, wir haben ja den großen Waſchkorb; darin liegt ſolch Kindchen prächtig.“

„Würden wir ihm nicht einiges kaufen müſſen, was ihm Spaß macht“, — Hochwürden ſchien zu überlegen — „vielleicht eine Trommel oder ein Steckenpferd?“

„Aber wenn er doch noch nicht laufen kann — wir wollen ihn ſchon amüſieren — nicht wahr, Hochwürden ſchreiben gleich?“

„Ja, ja, ich will es ſofort thun.“

Wenige Tage ſpäter war die blaſſe Frau Bertha mit ihrem roſigen Bübchen angelangt. Sie kam wenig zum Vorſchein, war ſehr zurückhaltend und hatte einen ungeheuren Reſpekt vor ihrem geiſtlichen Oheim. Sie beſtand darauf, mit Frau Meyer in der Küche zu eſſen und ſo ſah der Pfarrer ſeine Gäſte bisweilen tagelang nicht. Hänschen war ein ruhiges Kind: Hochwürden hörte erſt nach mehreren Tagen im Garten ſein helles, herzliches Lachen und ſah, als er verſtohlen aus dem Fenſter Umſchau hielt, daß der Kaplan den Kleinen mit erhobenen Armen in der Luft tanzen ließ. Der junge Prieſter ſtammte aus einem kindergeſegneten Bauernhauſe und war an ſo kleine Geſellſchaft gewöhnt. Für Hochwürden dagegen war das etwas ganz Neues. Er vergaß nie, wie einmal, als er einem Kindchen die Nottaufe gegeben, das Kleine mit den ſchwachen Händchen ſeinen Finger umkammerte. Welche Angſt für ihn! Er war überzeugt, daß die roten, winzigen Fingerchen bei der geringſten unvorſichtigen Berührung wie dünne Glasſtäbchen zerbrechen müßten. Eingedenk dieſer Erfahrung ging der Pfarrer, als er ſeinen kleinen Großneffen am nächſten Tage auf dem Arme der Mutter ſah, mit einer gewiſſen Vorſicht an ihn heran:

„Gieb mir dein Händchen, Hans,“ ſagte er.

Das war aber erfreulicherweiſe eine runde, fleiſchige, kleine Patſche, die ſchon einen Druck vertragen konnte. Aus dem apfelrunden Geſichtchen des Kindes ſtrahlten ihm zwei große, dunkelbraune Augen entgegen mit unſchuldigem, ernſten Blick, die ihm ſeltſam bekannt vorkamen. Wo hatte er doch dieſe Augen ſchon geſehen? Am nächſten Morgen früh, beim Raſieren, ließ der Pfarrer plötzlich das erhobene Meſſer ſinken — da aus dem winzigen Spiegelchen ſchaute ihm der gleiche, ernſte klare Blick entgegen. Das war doch eine eigene Sache! Wieder nach einigen Tagen kam der Pfarrer mittags heim und hörte ein Geräuſch, wie es wohl noch nie durch das kloſterſtille Haus ertönt — eigenſinniges Kindergeſchrei.

Der Pfarrer blieb ſtehen — er hörte durch die nur angelehnte Thür eine mahnende Frauenſtimme — wieder lautes Schreien und dann einen Klatſch. Kein Zweifel — das war ein richtiger, gutgezielter Schlag geweſen. Dem Pfarrer trat das Blut in die Wangen — ein Kind ſchlagen — in ſeinem Hauſe — ſo ein hülfloſes Geſchöpfchen — das ging nicht, auf keinen Fall! Aber als er intervenieren wollte, hörte er, nach kurzem Aufſchluchzen, ſchon wieder Hänschens krähendes, helles Lachen und dazwiſchen die Stimme ſeiner Nichte: „So, kleiner Unart, biſt du jetzt wieder lieb? Dann gieb Mama einen Kuß.“

Am Ende hatte ihm die Mutter doch nicht zu viel gethan — Hochwürden ging kopfſchüttelnd in ſein Zimmer.

Nun kam der Tag, an welchem das Verhältnis zwiſchen Wirt und Gaſt ein ganz anderes werden ſollte und das trug ſich folgendermaßen zu:

Hochwürden ſaß an dieſem ſonnigen Nachmittage am Schreibtiſch und arbeitete an einem Bericht, den das biſchöfliche Ordinariat eingefordert. Er hatte den ſchneeweißen Kopf tief über die Papiere gebeugt und ſah kaum auf, als Frau Meyer eintrat.

„Hochwürden,“ begann dieſe. „Ich bitte um Erlaubnis, ein paar Stunden ausgehen zu dürfen. Die Frau Nichte wird aufs Haus achten. Der Herr Kaplan macht Krankenbeſuche.“

Frau Meyer ſchien keine abſchlägige Antwort zu befürchten, denn ſie war ſchon in den Sonntagsgewändern und eine rieſige, lila Hutſchleiſe prangte unter ihrem fleiſchigen Doppelkinn.

„Gewiß, gern, gehen Sie nur, Frau Meyer,“ ſagte der Pfarrer und vertiefte ſich wieder in ſeinen Bericht. Aber er ſollte nicht ungeſtört bleiben.

Nach einer halben Stunde kam Bertha ſchüchtern herein:

„Lieber Onkel, verzeih, wenn ich dich ſtöre — ich habe eine große Bitte.“

„Nun mein Kind?“

---

würde ein gänzlich unwahrnehmbarer Gegenſtand ſein neben den glitzernden Lichtpunkten jenes Sternhaufens. Dieſe Sterne, die in ihrer Kleinheit und dichtgedrängten Menge kaum noch von einander zu unterſcheiden ſind, haben ſämtlich die Größe von Sonnen von ungeheurem Umfange und ungeheurem Glanze. Aber an den Sternen bleibt den Menſchen noch vieles andere unſichtbar. Vom Sonnenlicht z. B. nimmt das Auge nur denjenigen Teil der Strahlen wahr, der die Farbe des ſogenannten Spektrums umfaßt. Auf der einen Seite verlieren ſie ſich in ein dunkles Violett, auf der anderen in ein helles Rot. Dort, wo das Spektrum für unſerr Wahrnehmung aufhört, hören aber die Strahlen nicht auf, vielmehr wiſſen wir durch andere Hilfsmittel, daß jenſeits des Rot und des Violett noch eine Fülle von Strahlen liegt, die nur für unſer Auge unſichtbar bleiben. Da nun viele, vielleicht alle, Himmelskörper ſolche Strahlen ausſenden, ſo bleiben ſie in gewiſſer Beziehung ſämtlich unſichtbar für den Menſchen. Unſer Auge iſt in dieſer Hinſicht unvollkommen und bemerkt von der Geſamtheit der Erſcheinungen ſo wenig, wie man von einem großen, aus vielen Inſtrumenten zuſammengeſetzten Orcheſter aus weiter Entfernung hört. Erſt wenn man ſich auf Grund ſolcher Erwägungen die unbegreifliche Fülle der Erſcheinungen klar zu machen ſucht, wird man eine Ahnung von der Bedeutung des Schöpferwortes faſſen können: „Es werde Licht!“

*

(Penelope unter den Spinnen.) Das kunſtvolle Gewebe der Spinnen hat die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher ſeit jeher erregt, zahllos ſind die Modifikationen im Bau des Netzes. In jüngſter Zeit gelang es dem Direktor des Muſeums in Prag, E. A. Goeldi, nach einer Mitteilung der „Revue scientifique“ eine Spinne (Epei rodes bahiensis Keys) zu beobachten, die den Namen der Gattin des göttlichen Dulders vollauf verdient. Der genannte Gelehrte fand dieſe Spinne im Muſeumsgarten häufig, vermochte jedoch niemals ihr Netz zu entdecken. Erſt als der kleine Sohn des Forſchers der Künſtlerin in der Nacht auf die Spur ging, kam man hinter ihr Geheimnis. Die Spinne ſtellt bei Anbruch der Nacht ein Gewebe her, in der Frühe aber rollt ſie das Netz ſäuberlich zu einem Paket zuſammen und führt es dann mit ſich an eine ſichere Stelle. Die Inſekten, die ſich während der Nacht in den Schlingen des Gewebes gefangen haben, werden unter Tags von der Spinne, die ihr Kunſtwerk dabei ſorgſam ausbreitet, abgeleſen und verzehrt. Bei Anbruch der Nacht webt die Spinne ein friſches Netz, um es beim Morgengrauen wieder zu vernichten, wie es Penelope bei Nacht that.

*

(Trunkenheitsſcheine.) Aus New-York wird berichtet: Der Staat Michigan hat ein originelles Mittel gefunden, einen Staatshaushalt ins Gleichgewicht zu bringen, indem er Trunkenheitsſcheine ausſtellt, die den Jagdſcheinen ähnlich ſind. Im Prinzip iſt die Trunkenheit im ganzen Staate Michigan ſtreng verboten und wird hart beſtraft. Aber gegen Zahlung von fünf Dollars erhält man die Erlaubnis, ſich ungeſtraft zu betrinken; man darf das ganze Jahr in allen Schnapshandlungen des Staates trinken ſo viel man will, ohne von der Obrigkeit wegen Trunkenheit beläſtigt zu werden. Das iſt eine großartige Einrichtung! Merkwürdigerweiſe hat bei uns noch kein „Steuerphiloſoph“ an dieſe Einnahmequelle gedacht. Bei uns kann jedermann ungezählte Gläschen Schnaps vertilgen und dann wie ein Sack Lumpen auf den Straßenpflaſter liegen, ohne daß er dafür beſtraft wird.

*

(Der Urſprung des Thalers.) Die Einziehung der Thalerſtücke iſt, nachdem der Reichstag die ihm vorgelegte Novelle zum Münzgeſetz am 23. Mai d. J. in dritter Leſung angenommen hat, nunmehr beſchloſſene Sache. In etwa 20 Jahren wird alſo der Thaler ganz aus dem Verkehr gezogen und nur noch in den Münzkabinetten zu finden ſein. Daß er trotzdem im Volke noch lange fortleben und namentlich in Norddeutſchland noch oft zur Beſtimmung des Wertes irgend eines Gegenſtandes dienen wird, iſt mit Sicherheit anzunehmen und bei der Bedeutung, die der Thaler bei uns ſeit Jahrhunderten gehabt hat, auch nicht zu verwundern. Sein Urſprung iſt auf Erzherzog Sigismund von Tirol zurückzuführen, der in den Jahren 1484 und 1486 anfing, Silbermünzen zu prägen, von denen jedes Stück nach dem damaligen Münzgewicht (bei Silber: die Mark zu 16 Lot) 2 Lot, etwa 32 Gramm, wog und den Wert eines rheiniſchen Goldguldens hatte. Daß dieſe großen Silberſtücke zu jener Zeit, wo man in Deutſchland größere Silbermünzen als den Groſchen überhaupt nicht kannte, zunächſt großes Aufſehen erregten, iſt klar. Nichtsdeſtoweniger fand das neue Geldſtück bald Nachahmer, und zwar hauptſächlich infolge des Umſtandes, daß ſich die Silberproduktion damals gerade in einer Zeit des Aufſchwunges befand und alle Gruben eine den Bedarf bedeutend überſteigende Ausbeute lieferten. In Anbetracht ſeines Wertes nannte man die neue Münze „Guldengroſchen“ oder „Güldiner.“ Als ſpäter (1519) die Grafen Schlick die Ausbeute ihrer auf der böhmiſchen Seite des Erzgebirges gelegenen Silbergruben in etwas geringhaltigeren Stücken in großen Maſſen ausprägten und dieſer Münzfuß bald der allgemeine wurde, nannte man die nach dieſem Münzfuß geprägten Güldiner „Joachimsthaler“, nach Joachimsthal, der gräflich Schlickſchen Münzſtätte, und daraus wurde ſpäter, abgekürzt, „Thaler“. Daß der Thaler, der übrigens bald die herrſchende Goldwährung verdrängt und an deren Stelle die Silberwährung geſetzt hatte, im Laufe der Zeit mancherlei Veränderungen erlitten hat, iſt unſchwer zu erraten; es würde aber zu weit führen, wollten wir hierauf näher eingehen. Der Thaler, wie wir ihn in unſere Zeit übernommen haben, rührt von Friedrich II., König von Preußen, her, der unter Mithilfe eines holländiſchen Kaufmanns mit Namen Graumann bald nach ſeinem Regierungsantritt einen vollſtändig neuen Münzfuß für ſein Land einführte. Lange Jahre ſtand Preußen im Münzweſen vollſtändig allein; faſt ringsherum herrſchte der von Kaiſer Franz 1765 eingeführte Konventionsfuß, womit freilich nicht geſagt ſein ſoll, daß dies der Reichsmünzfuß geweſen ſei; denn das Münzweſen im heiligen römiſchen Reich ließ an Buntſcheckigkeit nichts zu wünſchen übrig, und an eine Münzeinheit war infolge der bekannten Ohnmacht des Reiches nicht zu denken. Erſt 1834 fand der preußiſche Thalermünzfuß, auch der Graumannſche genannt, in Hannover und Braunſchweig Eingang. Dann folgte 1838 die Dresdener Münzkonvention, die ihm in ganz Norddeutchland, mit Ausnahme der Hanſeſtädte, Eingang verſchaffte, und endlich 1857 der Wiener Münzvertrag, der den preußiſchen Thaler mit einer ganz geringen Abweichung zur Vereinsmünze, daher „Vereinsthaler“ erhob. Wie dieſer Thaler den Uebergang zu unſerer jetzigen Reichswährung vermittelt hat, iſt ja bekannt.

Humoriſtiſches.

(Ausreden laſſen!) Vater: „Warum weinſt du denn, Karl?“ — Karl: „Ja, Mama hat mich gehauen und geſagt, ich wäre ein nichtsnütziger Bengel und . . .“ — Vater (unterbrechend): „Mama hat ganz recht, das biſt du auch!“ — Karl: „Und ich würde einmal gerade wie mein Vater!“

(Der Pantoffelheld.) Frau (ihrem Manne nachrufend, der ins Wirtshaus geht): Karl, den Hausſchlüſſel! — Freund: Nett von deiner Frau, daß ſie dich daran erinnert — Hausherr (verlegen): Ja, das heißt . . . ich muß ihn abgeben.

(Tiefſinnig.) Man beſpricht in der Kneipe das plötzliche Ableben eines Arztes. — „Na, ja,“ bemerkt ein Nörgler, „wie können da die Patienten Vertrauen zu einem Doktor haben, der ſelber ſtirbt!“

(Modern.) „Wer geht eigentlich dort drüben?“ — „Es iſt der Primaner Schultz und ſeine Kleine. Er kauft ihr Nußtorten und ſie macht ihm ſeine lateiniſchen Aufſätze.“

(Reingefallen.) Sie: „Sind Sie immer noch mit Marie verlobt?“ — Er: „Nein.“ — Sie: „Dann gratuliere ich Ihnen auf's herzlichſte! Erzählen Sie, wie brachen Sie denn dieſe unglückliche Verlobung ab?“ — Er: „Nun, ich habe Marie geheiratet.“

(Verunglückte Beweisführung.) Profeſſor: „Ich weiß zwar, daß man uns Gelehrten häufig vorhält, daß wir unſern Regenſchirm ſtehen laſſen. Andere Leute machen es aber nicht anders. Da ſteht zum Beiſpiel gleich einer und ich bin doch, ſo viel ich ſehe, der einzige Gaſt noch. — Wirt: „Das iſt ja Ihr Schirm, Herr Profeſſor.“

(Fein erzogen.) Kleine Komteſſe: „Mama, liegt heute auf der Straße aber viel — — was das Volk Dreck nennt!“

„Ich ſehe ſoeben in der Zeitung, daß das Poſtſchiff morgen ſchon von Bremen abgeht. Ich muß das Paket an meinen Mann alſo ſofort beſorgen — darf ich dir den Kleinen wohl auf eine Viertelſtunde bringen, während ich ſchnell zur Poſt laufe? Er ſchläft ganz feſt und wacht beſtimmt nicht vor einer Stunde auf.“

Hochwürden erſchrak doch ein bischen.

„In Gottes Namen, Kind, bring ihn her. Wenn er ſchläft, will ich ihn ſchon hüten.“

„Tauſend Dank.“

Die junge Frau trug mit hochgeröteten Wangen den ſchweren Korb herein — das Bübchen lag friedlich ſchlummernd in ſeinen Kiſſen und rührte ſich nicht, als die Mutter ihre Bürde leiſe niederſetzte.

Es war ganz ſtill im Zimmer, nur eine große Brummfliege ſchwirrte hin und her und durch die geöffneten Fenſter kam fröhliches Vogelgezirp. Der Pfarrer ſchrieb ſo eifrig, daß er ſeinen kleinen Gaſt ganz vergaß. Plötzlich ein leiſer, heller Ton. Der Pfarrer ſah ſich um. Hänschen war aufgewacht — rieb ſich die Augen und ſtrampelte mit den runden nackten Beinchen. Hochwürden bekam einen tüchtigen Schreck — aber er dachte, es ſei das Beſte, ſich nichts merken zu laſſen — „vielleicht ſchläft er wieder ein, wenn er mich nicht ſieht,“ überlegte er, „ich will mich ganz ſtille verhalten.“ Aber Hänschen war munter geworden. Er ſetzte ſich aufrecht, griff nach ſeinen Gummipferdchen und beugte ſich, als dieſe hinunterfielen, ſo ſtark über den Rand des Korbes, daß er ihnen nachpurzelte. Hochwürden ſtockte der Atem — jetzt mußte es kommen, das gefürchtete, das laute Geſchrei! Hänschen zog allerdings das Mäulchen ein bischen herunter und ſeine großen Augen füllten ſich mit Thränen — aber er fand das neue Spiel doch ſo verlockend, daß er es gleich noch einmal probierte — alſo wieder in den Korb geklettert — wieder kopfüber hinaus gepurzelt. Nun war es aber mit ſeines Großonkels Ruhe zu Ende. „Das Kind kann ſich ernſtlich beſchädigen,“ dachte er, „was fange ich nur mit ihm an?“ Er erhob ſich alſo, nahm den Kleinen mit einer Behutſamkeit, als ſei er von Glas, auf und ſetzte ihn in ſein Neſt zurück. Dann ergriff er den einen Henkel des Korbes und zog dieſen hin und her. Das war ein vorzüglicher Einfall — der Kleine lachte und ſtrampelte vor Vergnügen, als der geiſtliche Herr nun noch auf den Gedanken kam, ſein Taſchentuch in den Griff des Korbes zu binden und dieſen ſo hinter ſich her zu ziehen. Die ſpiegelblank gebohnte Zimmerdiele bekam dabei allerdings bedeutende Schrammen, aber die beiden Kameraden amüſierten ſich vorzüglich. Hochwürden wurde aber doch recht heiß und müde vom Bücken. Er ſetzte Hans auf ein Kiſſen, neben den Korb, brachte ihm alles, was in ſeinem Beſitz für ein Kind annehmbar erſcheinen konnte, ein Lineal, eine große Muſchel und einen dicken Porzellan-Aſchbecher. Dann ging er wieder an den Schreibtiſch. Plötzlich hörte er ein eigentümliches Geräuſch — wie ein Trippeln und Rutſchen. Er wandte ſich um. Da kam Hänschen, mit ausgebreiteten Armen, durch das Zimmer auf ihn zu gelaufen.

Hochwürdens Herz ſchlug wie ein Hammer. Der Junge konnte gehen und er hatte es zuerſt entdeckt! Nun hob er das Kind, das ganz erſchrocken über die eigene Leiſtung war, auf ſein Knie und legte den linken Arm um das weiche Körperchen. Der kleine Junge lehnte den Lockenkopf zutraulich an den ſchwarzen Prieſterrock, gerade an die Stelle, unter welcher Hochwürdens warmes Herz klopfte und ſah mit den großen, unſchuldigen Augen auf.

„'Zählen,“ verlangte er.

Der Pfarrer verſtand ihn ganz gut, aber ſein Repertoir war ſehr beſchränkt — was ſollte er nur einem ſo kleinen Kinde erzählen? Aber da kam ihm, wie ohne ſein Zuthun, die „frohe Botſchaft“ auf die Lippen — jene Worte, die in ihrer erhabenen Einfachheit und wunderbaren Poeſie einzig daſtehen:

„Es waren Hirten in derſelben Gegend auf dem Felde, die hüteten bei Nacht ihre Herde. Und der Engel des Herrn trat zu ihnen und die Klarheit des Herrn umleuchtete ſie. Der Engel aber ſprach zu ihnen — ſiehe, ich verkündige euch große Freude, denn euch iſt heute der Heiland geboren.“

Da ging die Thüre auf und Frau Bertha kam zurück.

„Onkel verzeih — ich wurde auf der Poſt ſo lange aufgehalten, nun hat Hänschen dich doch beläſtigt — wie biſt du denn auf Onkels Schoß gekommen kleiner Schlingel?“

„Gelaufen iſt er, wie ein Vogel ſo flink, durchs ganze Zimmer zu mir!“ Und mit einem Selbſtbewußtſein, das nicht frei von Ueberhebung war, fügte Hochwürden hinzu, „Ihr verſteht alle nicht mit Kindern umzugehen, bei mir hat er ſofort laufen gelernt.“

Badoche.

Von Charles Foley. Autoriſierte Ueberſetzung von Wilhelm Thal.

Nachdruck verboten.

Als er das Theater verließ, lachte er noch immer aus vollem Herzen, der Doktor Danoye, als ihn der Schriftſteller Thourel beim Ausgang einholte und ihn mit ſorgenvoller Miene fragte:

„Sie haben ſich amüſiert?“

„Ach, prachtvoll, großartig! Dieſe „Kleinen Danaiden“ ſind doch eine famoſe Poſſe! Und dann dieſer Badoche! Ganz beſonders dieſer Badoche iſt unbezahlbar! Er hat alles, komiſche Bewegungen, komiſche Stimme und das komiſchſte Geſicht von der Welt! Ich glaube nicht, daß ein Schauſpieler je in einer Poſſe ſo natürlich, ſo vollendet natürlich geſpielt hat. Und eine Kunſt, ſich zu ſchminken! Sobald er nur erſcheint, bricht das ganze Theater in Lachen aus. Der Mann iſt das wahre Genie des Burlesken!“

Thourel hörte mit einer gewiſſen Ungeduld zu und unterbrach ſchließlich zerſtreut, verdrießlich:

„Doktor, können Sie mir morgen eine Stunde opfern? Irgend eine Stunde?

„Gewiß! Aber am liebſten iſt es mir vormittags. Sagen wir, zwiſchen 9 und 10?“

„Abgemacht; ich werde Sie aus Ihrer Wohnung abholen. Auf Wiederſehen und beſten Dank.“

Sorgenvoll entfernte ſich Thourel, während der Doktor Danoye den Bonlevard erreichte. Und noch immer erinnerte er ſich an die Vorſtellung und erklärte unter lautem Lachen:

„Ach! Dieſer Badoche! . . . Haha! Dieſer vertenfelte Badoche!“

* * *

Am nächſten Morgen hielt der Fiaker des Doktors und Thourels in Paſſy vor einem kleinen mit Lorbeer und wildem Wein umrankten Hauſe. In dem Gärtchen erblickte man Roſen in reicher Fülle. Geranium ſchlang rote Blüten um die Faſſaden, und dieſe Blüten ſchienen ſich wie lächelnde Lippen zu öffnen. Ein hübſcher Raſenplatz, ein Springbrunnen und das Gezwitſcher von Vögeln, die auf den Zweigen ſaßen, verwandelten dieſes Häuschen zu einer friſchen, reizenden Oaſe, die ſich vorteilhaft von den übrigen Häuſern aus weißem Sandſtein abhob.

„Hier wohnt mein Freund,“ ſeufzte Thourel, „wollen Sie ſo freundlich ſein, ihn zu unterſuchen? er iſt ſehr empfindlich; erſchrecken Sie ihn nicht allzu ſehr.“

Sie durchſchritten das Gärtchen und wurden direkt in das Zimmer des Kranken geführt. Ein auffälliger Unterſchied zwiſchen dem Beſitzer und ſeinee Behauſung. Der große blaſſe und hagere Mann, der fröſtelnd in ſeinem Seſſel kauerte, hielt ſeine Augen ſtarr und hohl auf die Erde gerichtet. Er rührte ſich nicht; ſein traurig-düſteres Geſicht, in dem man eine tiefe Bitterkeit leſen konnte, veränderte ſich nicht beim Eintritt der beiden Beſucher.

Der Doktor ergriff ſanft ſeine Hand und befühlte die trockene, kalte Haut und den äußerſt ſchwachen Puls, während Thourel das Leiden ſeines Freundes beſchrieb.

„Er empfindet keine eigentlichen Schmerzen. Doch ſein Appetit iſt gleich Null und er hat einen unbeſtimmten Widerwillen gegen jede feſte Nahrung. Ebenſo groß iſt ſeine Abneigung, etwas zu thun, ſich anzukleiden oder zu gehen. Nur mit großer Mühe kann man ihn veranlaſſen, ſeinen gewöhnlichen Beſchäftigungen nachzugehen. Sich ſelbſt überlaſſen, würde er ganze Stunden in dieſem Seſſel ſitzen bleiben und in vollſtändiger Unbeweglichkeit grübeln und träumen. Er ſchläft ſchlecht. Nur mit großer Mühe überwindet er unerklärliche Anwandlungen zu weinen. Und während ſeine Exiſtenz geſichert und glücklich iſt, klagt er unaufhörlich über düſtere Ahnungen, es quält ihn die Angſt vor dem Ruin, er glaubt, die Seinen könnten ihn verlaſſen und redet ſich tauſend undenkbare Kataſtrophen ein. Er gefällt ſich nur in tiefſtem Schweigen und wünſcht nichts weiter, als die Einſamkeit. Nicht wahr?“

Ohne zu ſprechen, beſtätigte der Kranke mit einem mechaniſchem Kopfnicken die Schilderung Thourels. Und ſofort erkannte der Arzt an dieſen Symptomen, ſo unklar ſie auch waren, eine Neigung zur Lypomanie oder gewöhnlichen Melancholie.

Dann ſagte er mit ermutigendem Tone:

„Nun, das hat nicht viel zu bedeuten. Das müſſen Sie bekämpfen. Die Therapeutik hat für Sie keine beſonderen Mittel. Im allgemeinen rate ich Ihnen zu ableitenden Mitteln, zum Beiſpiel zu Douchen von Zeit zu Zeit . . .“

„Die nimmt er jeden Tag.“

„Zu leichten Getränken, Selters- oder Bitterwaſſer.“

„Er trinkt nichts weiter.“

„Zur körperlichen Bewegung.“

„Die macht er ſich jeden Tag mehrere Stunden.“

Der Kranke beſtätigte jedesmal mit ſeinem müden Kopfnicken die Antworten Thourels. Nun dachte der Doktor nach. Er erkannte die Notwendigkeit, dieſen ſchläfrigen Geiſt zu wecken, ihn aufzurütteln, ihm verſchiedenartige, neue Eindrücke mitzuteilen, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf irgend einen Gegenſtand zu lenken der ſeiner fixen Idee vollſtändig fremd war. Und noch jetzt im Banne ſeines tollen Lachens vom vorigen Abend ſtehend, ſchlug er dem Kranken vertraulich auf die Schulter und ſagte zu ihm in heiterem, ſiegesbewußtem Tone, wie ein Mann, der eine befriedigende Löſung mit ſchwerer Mühe gefunden hat:

„Hören Sie, mein guter Freund, ich weiß nur noch ein Mittel: Sehen Sie ſich die „Kleinen Danaiden“ an, da iſt ein gewiſſer Badoche, der würde einen ganzen Leichenzug zum Lachen bringen. Ich will gehängt werden, wenn Sie nicht, nachdem Sie ihn gehört haben, von Ihrer Melancholie geheilt, nach Hauſe gehen.“

Ueber Thourels Geſicht huſchte ein ſchwaches Lächeln und der Kranke wiederholte, während ſich ſeine Augen entſetzt auf den Doktor richteten, mit bitterem Grinſen:

„Badoche ſoll ich mir anſehen? . . . Das iſt Ihr Mittel?“

„Ja.“

„Das taugt nichts!“

„Weshalb nicht?“

Der Monomane geſtand mit höchſter Bitterkeit: „Weil ich ja ſelbſt . . . Badoche bin!“

Dann fiel ſein Kopf wieder auf die Bruſt zurück, und ſeine Augen hefteten ſich in tiefer Niedergeſchlagenheit auf den Boden, die zur Genüge bewies, daß er ſich ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr „komiſch“ fand.

* * *

Acht Wochen ſpäter wurde der geniale Komiker als unheilbar einem Irrenhauſe übergeben.

Allerlei.

(Ein merkwürdige Scene) ſpielte ſich jüngſt in einem italieniſchen Volkstheater ab. Man gab, wie die Römiſche Tribuna erzählt, ein großes „hiſtoriſches Schauſpiel,“ in welchem ein König die Thronrede verleſen ſollte. Der Hof, die Edelſten der Nation, die Vertreter der Provinz und des Heeres ſtanden ernſt und würdevoll auf der Bühne, zu beiden Seiten des Thrones, den Bewaffnete und Würdenträger umgaben. Der König, mit dem langen, mit Kaninchenfellen gefütterten Purpurmantel bekleidet, durchſchreitet die Bühne und ſteigt langſam majeſtätiſch die zum Throne führenden Stufen empor. Alle verneigen ſich, und der Miniſterpräſident überreicht ihm eine Papierrolle, welche die Thronrede enthalten ſoll. Unter dem feierlichen Schweigen der Zuſchauer entfaltet der König die Rolle, betrachtet ſie und merkt, daß er ein leeres Papier in der Hand hält. Der Requiſiteur hatte ſich geirrt. Was nun? Die Rede iſt ſehr lang; es iſt unmöglich, ſie mit Hülfe des Souffleurs herzuſagen. Der Souffleur iſt übrigens zu weit entfernt und kann von dem ungenehmen Irrtum nicht in Kenntnis geſetzt werden. Was thun? Durch den Kopf des Königs geht ein genialer Gedanke. Nachdem er einen zweiten würdevollen Blick auf das weiße Papier geworfen, rollt er es wieder zuſammen, giebt es dem Miniſterpräſidenten und ſagt in befehleriſchem Tone: „Leſen Sie!“ Der Miniſterpräſident wird durch dieſe unerwartete Neuerung ein wenig aus der Faſſung gebracht, trotzdem nimmt er die Rolle und entfaltet ſie. Der kleine Scherz, den ſich der König erlaubt hat, wird ihm ſofort klar; er rollt die Thronrede wieder feierlich zuſammen, nimmt einen prächtigen Meſſingorden von ſeiner Bruſt, legt ihn ſamt der Thronrede zu den Füßen des Königs nieder und ſagt mit großer Würde: „Majeſtät! da ich mit dem Inhalt der Thronrede nicht einverſtanden bin, gebe ich meine Demiſſion.“ Spricht's und verläßt die Bühne, ohne auf Antwort zu warten.

*

(Hungersnot auf einer Inſel im Stillen Ozean.) Der Kapitän der Barke „Empire“, die vor einigen Wochen nach Adelaide ſegelte, erzählte bei ſeiner Ankunft, daß die Bewohner der nordweſtlich der Cookinſeln unter dem 18. ſüdlichen Breitengrade und 163. weſtlichen Längengrade gelegenen Palmerſton Islands dem Hungertode nahe ſind, da vor der „Empire“ ſeit neun Monaten kein Schiff die Inſeln angelaufen und Vorräte gelandet hatte. Die bedauernswerten Eingeborenen waren nahezu ohne irgend welche Lebensmittel, weil durch anhaltende fürchterliche Hitze die Kokospalmen und die ganze übrige Vegetation vernichtet worden war. Der engliche Händler E. Williams, welcher der Beſitzer der Inſeln, die übrigens die britiſche Flagge tragen, war, ſtarb an Entbehrungen, kurz bevor die Barke eintraf, und ſein Sohn ſowohl wie die ganze übrige Bevölkerung waren dem Tode nahe. Der Kapitän ließ an Lebensmitteln zurück, was er nur erübrigen konnte und nach ſeiner Ankunft in Adelaide wurde auf ſeine Meldung von dieſem entſetzlichen Zuſtande auf den Palmerſton-Inſeln ſofort ein Schiff mit allen nötigen Vorräten dorthin abgeſandt.

*

(Unſichtbare Sterne.) Wenn man in einer klaren Nacht ins Freie tritt und ſeinen Blick zum Himmel wendet, ſo ſieht man das Firmament mit vielen Hunderten kleinerer und größerer Sterne beſät. Man nehme dann ein Opernglas zur Hand, um die Kraft des Auges zu verſtärken, und man wird die Zahl der ſichtbaren Sterne verzehnfacht ſehen. Von den ſtrahlendſten Körpern unſerer Himmelshalbkugel bis zu kaum wahrnehmbaren Lichtpünktchen, deren Glitzern das Auge kaum noch erkennen kann, dehnt ſich ihre Menge unermeßlich nach allen Richtungen über das dunkle Gewölbe aus. Man denke ſich nun weiter im Beſitz eines Fernrohres, und zwar gleich eines der mächtigſten Teleſkope, die die Kunſt des Feinmechanikers bisher hergeſtellt hat, man bringe das Rieſenfernrohr auf den Gipfel eines hohen Berges, wo die Luft von der reinſten und durchſichtigſten Beſchaffenheit iſt, beobachte dann in der klarſten und dunkelſten Nacht den Himmel durch das zauberiſche Rohr. Nun wird die Zahl der ſichtbaren Sterne ganz ins Ungeheure wachſen, unbegreiflich wie die der Sandkörner am Meere, und auch unter ihnen finden ſich wieder ſolche, die nur noch mit der größten Anſtrengung des Auges gerade wahrgenommen werden können. Dürfen wir nun annehmen, daß unſer Blick mit dieſen Hilfsmitteln den Juwelenſchatz des Weltalls vollſtändig erfaßt hat? — Nein, durchaus nicht. Noch immer müſſen wir davon überzeugt ſein, daß wir auch mit dieſer ungeheuren Verſtärkung unſeres Geſichtsſinnes nur einen Teil der eigentlich vorhandenen Weltkörper ſehen können. Jenſeits von dieſer Grenze, wo ſich uns die Sterne nur noch als ein flimmernder Nebel darſtellen, müſſen Sterne und ganze Syſteme von Sternen liegen, die noch nie ein menſchliches Auge geſehen hat und die es wahrſcheinlich in ihrer Geſamtheit niemals ſehen wird, auch wenn jedes Hilfsmittel benutzt wird, um unſern Geſichtsſinn bis an die Grenzen der Möglichkeit zu ſchärfen. Dort beginnt alſo die Region der unſichtbaren Sterne für uns. Aber auch ſie ſind doch zum Teil nicht ſo durchaus unſichtbar. An der photographiſchen Platte hat der Menſch einen wunderbaren Apparat erfunden, deſſen Empfindlichkeit ſo groß iſt, daß die unſeres Auges als eine unſcheinbare Fähigkeit dagegen erſcheint. Die photographiſche Platte enthüllt uns durch Vermittelung des Fernrohres Sternwelten, die das Auge direkt auf keinem Wege würde ſehen können. Nehmen wir eine Photographie, wie ſie im Laufe der letzten Jahre mehrfach von Aſtronomen aufgenommen worden ſind, und zwar das Bild eines der berühmteſten Sternhaufen des ſüdlichen Himmels. In der Mitte der Platte liegt eine Menge von Sternpunkten ſo dicht aneinander gedrängt, daß man ſie kaum noch unterſcheiden kann, und rund umher unzählige andere Sterne, die alle zu demſelben Syſtem gehören. Von einem ſolchen Bilde muß man den Eindruck gewinnen, daß niemals zuvor ein großartigeres Schauſpiel in die vier Ecken einer photographiſchen Platte gebannt worden iſt. Ein Himmelskörper wie unſere Erde mit allen ihren Feſtländern und Ozeanen